

Die deutsch-amerik. Sprache.

Von Ernst Henne.

Muttersprache, Mutterlaut, Wie so monnesam, so traut!

Es gibt keine Sprache, die so reich an nichtigen Fremdwörtern und Kunstausdrücken ist, wie die deutsche. Obgleich es sich viele tüchtige Männer zur Aufgabe gemacht haben, unsere Sprache von dem Schwulst zu befreien...

Bedarf nun schon die deutsche Sprache in der Heimath einer gründlichen Reinigung, wie mag es ihr erst im Ausland ergehen? — Bunt genug! Betrachten wir die Sache einmal heute von der sprachhaften Seite.

Wir wollen zu diesem Zweede einen deutschen Auswanderer in New York landen lassen. Hans soll er heißen.

Unser Hans war in Deutschland „Detonom“ gewesen, hatte auf die Einladung seines Veters, der schon seit zehn Jahren in Amerika sich aufgehalten, alles verkauft und trug sich nun mit der läßlichen Absicht, in der neuen Welt auf möglichst bequem Weise reich zu werden. Ob ihm dies gelungen, wollen wir hier nicht untersuchen; wir werden jetzt nur die ersten Einwürfe wiedergeben, die sich ihm nach der Begrüßung seines Veters Michel aufdrängten.

„Hans, Hans — wie gut, daß Du da bist. Sei willkommen im Land der Freiheit!“

„Guten Morgen, Michel — ja, ich bin froh, daß dieser Schmelzwägel überstanden ist. Herr Gott! Wie mir die Beine noch wackeln, nein, die Seetrantheit.“

„Well, well, so übel nicht, wenn man's hinter sich hat. In zwei oder drei Tagen hast Du's schon vergessen. Jetzt sag mir mal den „Scheid“ von Deinem „Trunk“; die „Expressteute“ sollen ihn nach unserm „Boarding“ = Haus bringen.“

„Einen Trunk für die Expressteute?“ frug Hans neugierig, „wozu denn das?“

„Wilst Du den Trunk vielleicht hier lassen?“

„Trunk, Trunk, ich habe gar nicht an's Trinken gedacht, Michel.“

„O, Du „Grünhorn“, ich meine ja Deinen Koffer.“

„Ach ja!“ nickte Hans. „Aber Du sprachst doch von einem Trunk?“

„Nun ja, Hans, Koffer nennt man hier zu Land in Englisch „Trunk“.“

„So, so, ich verstehe.“

Nachdem das Nöthige richtig besorgt war, begaben sich beide auf den Weg nach ihrem Gasthaus. Eine unabsehbare Menschenmasse drängte und schob sich auf den Straßen hin und her, ein Gewühl, das es unserm Hans ganz unheimlich wurde.

„Bleib „Kos“ bei mir!“ rief Michels, „oder wir werden uns im „Kraut“ verlieren!“

Hans zuckte bei der schmeichelhaften Benennung „Kos“ leicht zusammen und starrte nach allen Seiten, um das Kraut zu finden, in dem er sich nicht verlieren sollte.

„Sonderbarer Kraut, dieser Michel“, brummte er vor sich hin und wanderte ruhig weiter.

Im Gasthaus angelangt, brachte Michel den „grünen“ Vetter in einem freundlichen Zimmer unter und bat ihn, sich zunächst ein wenig zu waschen.

Hans sah sich unentschlossen um, als Jude er etwas.

Du suchst wohl ein „Besen“? frug Michel theilnehmend.

„Wozu?“ stotterte Hans.

„Nun, Du willst Dich doch waschen?“

„Aber dazu brauche ich doch keinen Besen?“ erwiderte der Arme vorwurfsvoll. Jetzt konnte Michel nicht an sich halten, er brach in ein solches Gelächter aus, daß in Hans die Vermuthung aufstieg, es sei mit dem Vetter im Oberstübchen nicht ganz richtig.

„O, Du armer Teufel!“ jubelte Michel, „wie viel wirst Du noch zu lernen haben!“ Dann erklärte er seinem Vetter die Bedeutung des Besens, und Hans fühlte sich etwas erleichtert.

Dort in der Ecke ist Alles, was Du nöthig hast, Hans. Nun, entschuldige mich einen Augenblick. Ich will den „landlord“ sprechen. Das schmutzige Wasser schützte in die „Ecke“ (allen). Auch büreste Deinen „Kot“ (coat) ein wenig.“

Damit war der seltsame Vetter hinausgeeilt. Hans traute seinen Ohren nicht. Die Ecke und der Kot übertrafen alles seit der Dagegenere. Eine Zeitlang blieb er wie angezogen stehen und schüttelte den schwindelnden Kopf.

„Na, wenn dies so weiter geht, soll mir Amerika gestohlen werden. Das Wasser in die Ecke schütten und den Kot büresten, mag dann ein anderer besorgen. Zum Hente, sind denn die Menschen hier toll?“

freundliche Vetter die Thüre hastig aufriß.

„Well, Hans, alles ist „gefirt“. Wir wollen nun gehen und etwas „luncken“.

Hans konnte sich nicht länger beherrschen.

„Ich glaube, Michel, Du hältst mich zum Besten. Mir summt der Kopf nach all dem Unsinne, den Du da herunterschmeckst.“

„Hans, Hans, sei nicht dumm. Alles wird „ohlreit“. Nur Geduld — Du wirst unsere Sprache schon lernen. Jetzt laß uns gehen. Ich mal tüchtig, dann wird Dir's besser. Ich habe „Motten“ (mutton) bestellt.“

„Motten!“ jammerte Hans und wich unwillkürlich einen Schritt zurück. Der arme Hans! Er folgte seinem Vetter schweren Herzens, fand aber beim Essen, daß in Amerika die Motten recht genießbar sein können. Er konnte kaum satt werden.

„Na, meinte Michel, den deutschen Appetit hast Du nicht drüben gelassen.“

„Hält auch Leib und Seele zusammen, Michel. Ich habe viel nachgesehen. Himmel, was das ein Götterstab, diese Motten! Nun darfst Du mir auch eine Habanna geben und Dein Rauberwiesch wieder loslassen. Ich fürchte mich nicht mehr.“

„Hier, Hans, ist eine Zigarre, die Du „gleichen“ wirst. 10 Cents das Stück, also 40 Pfennige!“

„40 Pfennige, Michel?! So was hab' ich noch nie im Mund gehabt.“

„Ja, Hans, wir leben auch hier viel besser. Wie ich vor 10 Jahren hierher kam, war ich gerade so „grün“, wie Du jetzt. Ich bekam das Heimweh und wollte retour. Gott sei Dank, fehlte mir das Geld! Ich mußte aber hart schaffen und habe 2 Jahre von der „Leber“ (labor) gelebt.“

„Leber!“ lachte Hans. „Bombenement! Da mußt Du aber fett geworden sein.“

„Na, ich meine ja Arbeit“, verbejerte sich Michel. „Damals schrieb ich auch selten heim, weil ich keine „Riesen“ (reason) dazu hatte. Nicht einmal beand hat mich für Euren Neujahrs-Wisch (wisch) mit dem schönen Weihnachtsgift (gift).“

„Gibt?“ fragt Du? Michel, jag' mal, jetzt fängst Du wieder an, unheimlich zu werden.“

„Hans!“ lachte Michel gutmüthig. „Ha, ha, ha! „Gibt“ ist ja ein Gescht.“

„Nun ja, Du mußt mir nicht immer in die Rede fallen. Ich will Dir jetzt mal sagen, was wir anfangen wollen. Ich habe in Philadelphia einen „Schopp“ für Zigarren.“

„Aha! Michel, das gefällt mir. Uebrigens ein seines Kraut dies!“

„Schon gut! Morgen wollen wir abreisen. Du kannst in meiner „Residenz“ ein „Ruhm“ (room) haben, habe Glück gehabt; nur mit dem „Ruf“ (roof) bin ich nicht zufrieden.“

Hans sah sich ängstlich um, schweigend aber bescheiden, um nicht zu stören.

„Ich habe eine „Lies“ (leafe) für drei Jahre und habe später selbst auf meiner „Lott“ (lot), wenn die „Lies“, abläuft.“

„Heitrathe man denn hier für drei Jahre?“ erkundigte sich Hans, dem die ganze Sache sehr verdächtig vorkam.

„Wieso?“ frug Michel erkant.

„Ei, Du sprichst doch von einer Lieve, die Du für drei Jahre genommen?“

„Ha, ha, ha, ha! Du Grünhorn! Mit Frauenzimmern geh' ich mich nicht ab. „Lies“ ist ja hier ein — Miethekontrakt.“

„Ach ja! und die Lotte? Ist das auch kein Mädel?“

„Gott behüt mich! „Lott“ ist ein leeres Platz zum Bauen.“

„So, nun bin ich beruhigt. Schieb los!“

„Hans“, fuhr Michel unerschüttert fort, in Deinem „Käs“ (case) kannst Du nichts Anderes thun, wie vor der Hand bei mir zu arbeiten, bis Du Englisch gelernt hast. Ich gebe Dir ein „Sellerie“ (salary), und Du kannst Geld „sefen“ (save).“

Hans plakte heraus: „Famos Michel! Geld sefen und Käs mit Sellerie lauen, das paßt mir! Ich bin wirklich froh, daß Columbus Amerika entdeckt hat. Das ist ja 'ne urtümliche Gegend hier.“

Michel that sein Bestes, den unfelken Kopf seines Veters aufzuhellen, es gelang ihm schließlich auch zum Theil.

„Gib mir eben ein „Leid“ (light), die Cigarre ist mir ausgegangen.“

„Ein Leid?“

„Ach, Du Grasgrüner — Feuer, ein Streichholz sollst Du mir geben. Stell' Dich doch nicht so läß!“

Hans gab seinem Vetter das Verlangte und bemerkte dabei: „Man ist wohl hier zu Land nicht so gemüthlich wie in Deutschland? Alles scheint im Sturm zu gehen.“

„Ja, lieber Hans, mit der Schlafmüde kommt man in Amerika nicht weit. Man „lehr“ (to care) nicht so viel für Gemüthslichkeit wie drüben.“

„Rehren?“ unterbrach Hans, „auch Lehren lernt man hier?“

„Mann Gottes! Hast Du denn gar keinen „Sens“? Ich glaube, wenn Du mich jetzt nicht hättest, Du verdienstest Dein „Wies“ (fee) nicht. Aber wie ist's mit Deinem Geld? Hast Du auch einige Muskanten mitgebracht?“

Hans kniff sich in's Bein, um zu sehen, ob er träume oder wache.

Die deutschen Groschen, die er mit Todesgefahr glücklich herübergebracht, waren ihm ein Heiligthum.

„Rein, Michel, die Geschichte mit der Bank und dem Keller ist mir ein wenig zu unsicher. Das Geld ist ja gut bei mir aufgehoben.“

„Well, Hans, wie Du willst. Wenn Du „braut“ (proud) bist, kommst Du nicht vorwärts.“

Hans blies einige mächtige Rauchwolken vor sich hin und schweig mit düsterer Miene. Er konnte den Gedanken nicht los werden, daß es mit dem Michel nicht ganz seine Richtigkeit habe. Er wurde immer nachdentlicher und verstand nur die Hälfte von Allem, was er noch hörte, und auch dies war mangelhaft.

Am späten Abend legte ein kranker Mann sein müdes, gedankenschweres Haupt auf die Kissen — es war unser Hans.

„Im Bett bin ich am besten aufgehoben“, keuffte er. „Himmel, wie mir der Kopf brennt!“

Im Traume balgte er sich mit Riesen und betrunkenen Expressteuten, fina Motten, wusch sich mit dem Besen oder lief hinter Lieve oder Lotte her — kurz, trieb allerlei tollen Schabernack, bis ihn die freundliche Morgensonne vom Alpdrücken befreite.

Harakiri.

Unlängst haben mehrere japanische Offiziere und Mannschaften den Selbstmord durch Baugaufschlitzen (Harakiri) der Gefangenschaft vorgezogen.

So und nicht anders zu handeln hielt auch der Offizier des japanischen Mittelalters für seine Pflicht. Eines der in Japan gefesselten Beispiele dafür ist, wie der „Krst. Jtg.“

geschrieben wird, das Harakiri von General Rufunoki und seinen 150 Mann im Jahre 1336. Der Schogun Ashitaga hatte den Kaiser Go-Daigo abgesetzt und Komio Tenno an seiner Statt ernannt. Der General Rufunoki stellte sich auf Seite des Kaisers Go-Daigo. Ashitaga's Truppen umgingen in der Schlacht am Minato-Flusse (bei Hiogo) Rufunoki mit seiner kleinen Schaar. Diese schlugen sich durch bis zu einem Bauerngehöft, wo sie sich verschanzten. Da aber der General einsah, daß erfolgreicher Widerstand ganz unmöglich war, beschloß er, ein Ende zu machen. Er sprach zu seinem Sohne Matsufura: „Im Dich der Gefahr zu entziehen und um weltliche Vortheile zu erlangen, darfst Du Dich nicht dem Ashitaga unterwerfen. Das wäre eine Schande für unseren Namen. Wir wollen nur, damit Jeder sieht, daß wir bereit sind, für unseren Mitado zu kämpfen, unsere Flagge hissen.“ So geschah es. Die Rabne des Mitado wehte über dem Bauerngehöft, als der Feind erschien, um die Abgeschnittenen zu fangen. Aber die Tapferen waren ihnen entkommen. In dem Bauerngehöfte saßen sie und lagen besammen, eine lobenswürdige Gemeinthe, der General Rufunoki, sein Sohn Matsufura und ihre 150 Mann. Alle hatten Harakiri der Gefangenschaft vorgezogen.

„Weshalb so?“ fragte er dann. „Bedeutet das irgend etwas.“

„Natürlich!“ nickte sie. „Das ist Briefmarkensprache, und heißt: Ich sehn mich nach dir!“

„So!“ lächelte er überlegen und dachte: Wie kindlich sie noch ist trotz ihrer achtzehn Jahre! Ein zu liebes Geschöpf! Herrgott, wenn mir der Alte nicht den Stuhl vor die Thüre setze! ... Aber natürlich thut er das. Es saße ja auch nicht anders aus, wie eine ganz gemeine Spekulation!“

„Woran denken Sie, Herr Wolter?“ fragte ihn, wie er so versponnen dastand, Hildegard. „Ueberraupt warum sind Sie immer so einseitig so verschlossen, so — so brummbärgig. Ich finde das gar nicht nett von Ihnen.“

„Ich will mich bessern, gnädiges Fräulein!“ entgegnete er.

„Na, da bin ich neugierig!“ lachte sie. „Aber, einen Gefallen könnten Sie mir wirklich thun, bester Herr Wolter.“

„Mit tausend Freuden!“ rief er strahlend, sodah sie erröthete vor heimlicher Genugthuung über seinen Entschlussumus.

„Wollen Sie mir unsere Zeitung regelmäßig nachsehen, damit ich immer auf dem Laufenden bleibe?“

„Gewiß!“ entgegnete er. „Das soll pünktlich besorgt werden!“

Sie nickte ihm dankbar zu, während Christoph Karsten „Schluß“ in den Apparat schrie und den Hörer forthängte, um sein Gespräch mit Arnold Wolter fortzusetzen.

Sie trug indeffen den Brief hinaus. Wie sie durch die Kontorräume schritt, haßte ihr Cousin höchst eilig von seinem Drehschemel herunter und fragte halblaut: „Reist ihr heute noch, Hildegard?“

„Gewiß!“ antwortete sie läch; denn Vetter Egon war ihr wegen seiner Anbändeleien mit allen leidlich hübschen Dienstmädchen und Fabrikarbeiterinnen sehr unympathisch.

„Und wird du mir manchmal eine Ansichtskarte schreiben?“ flüsterte er ein bißchen jubringlich.

„Ich denke nicht daran!“ gab sie zurück.

„Ach Hilde, sei doch nicht so! Du weicht ja gar nicht —“

„Ich will es auch nicht wissen! Erledige nur deine Arbeiten ordentlich. Papa ist so wie so nicht gut auf dich zu sprechen!“ schnitt sie ihm das Wort ab und ging aus der Thür.

Arnold Wolter vermandte auf seinen seiner vielen Geschäftsbriefe so viel nachdenkliche Sorgfalt als auf die tägliche Kreuzbandadresse: „Fräulein Hildegard Karsten, Harzburg, Pension Keller.“

An einem Morgen an ihrem Frühstückstisch war es, als Christoph Karsten brummen aus den Postfassen Hildegards Zeitung herüberreichte.

„Wolter scheint ja riesig zerstreut zu sein“, sagte er, „denn die Adresse ist von seiner Handschrift!“

„Wieso denn?“ fragte Hildegard herztlopfend.

„Na, sie doch, wie er die Marke aufgeteilt hat! Das macht doch kein ordnungsliebender Mensch, viel weniger ein gewissenhafter Kaufmann.“

Hilde sah hin. Die Marke sah in einer Linie mit ihrem Namen und zwar quer. Das hieß in der Briefmarkensprache doch: Ich sehn mich nach dir! Und er wußte es. Sie selbst hatte es ihm ja gesagt. Festig stieg ihr das Blut in den Kopf und ein wenig stammelnd erklärte sie:

Die Briefmarkensprache.

Eine heitere Geschichte von Arvid Nömer.

Arno Wolter, der junge Prokurist von Karsten und Hellmann, Inhaber Christoph Karsten, stand im Privatkontor seines Chefs, um sich die nöthigen Aufweisungen für die Zeit der Abwesenheit des alten Herrn zu holen. Hildegard Karsten, die Tochter und Sekretärin des begüterten Fabrikanten, saß an ihrem Schreibtisch, dem Stehpult des Vaters gegenüber, und beobachtete eben ein Briefchen an ihre Freundin Lucie, die noch Zögling jener Pension war, die sie selbst schon vor einem Jahr verlassen hatte.

„Also verfahren Sie in allen laufenden Angelegenheiten ganz nach Ihrem Ermessen, lieber Wolter! Für außerordentliche Fälle können Sie telephoniren! Aber, bitte, nur wenn Sie wirklich in Verlegenheit sind!“

In diesem Augenblick schritt die Telephonkloche auf und Papa Karsten trat seufzend an den Reverseneingang und hing den Hörer ab. Hildegard legte mit ihrem spizen Zünglein just den Kleberand des Couverts an und flüsterte dann zu Arnold Wolter hinüber: „Ach, bitte, Herr Wolter, eine Zehnpfennigmarke!“

Bereithwillig nahm der hochgewachsene Mann mit den tiefen grauen, etwas schüchternen Augen eine Marke aus dem Kästchen auf Herrn Karstens Pult, steckte sie an und wollte sie auf Fräulein Hildegards Couvert drücken.

„Ja, so aber nicht!“ kicherte das lustige Mädel, deren Anblick ihm immer heimliches Herzklopfen bereitete, so sonnig dünkten ihm ihre goldenen Flechten, so wenig ihr kleiner Ausschmuck. „Wenn Sie schon ausgeben wollen, dann, bitte, quer hier her, gerade in eine Linie mit dem Namen!“

„Weshalb so?“ fragte er dann. „Bedeutet das irgend etwas.“

„Natürlich!“ nickte sie. „Das ist Briefmarkensprache, und heißt: Ich sehn mich nach dir!“

„So!“ lächelte er überlegen und dachte: Wie kindlich sie noch ist trotz ihrer achtzehn Jahre! Ein zu liebes Geschöpf! Herrgott, wenn mir der Alte nicht den Stuhl vor die Thüre setze! ... Aber natürlich thut er das. Es saße ja auch nicht anders aus, wie eine ganz gemeine Spekulation!“

„Woran denken Sie, Herr Wolter?“ fragte ihn, wie er so versponnen dastand, Hildegard. „Ueberraupt warum sind Sie immer so einseitig so verschlossen, so — so brummbärgig. Ich finde das gar nicht nett von Ihnen.“

„Ich will mich bessern, gnädiges Fräulein!“ entgegnete er.

„Na, da bin ich neugierig!“ lachte sie. „Aber, einen Gefallen könnten Sie mir wirklich thun, bester Herr Wolter.“

„Mit tausend Freuden!“ rief er strahlend, sodah sie erröthete vor heimlicher Genugthuung über seinen Entschlussumus.

„Wollen Sie mir unsere Zeitung regelmäßig nachsehen, damit ich immer auf dem Laufenden bleibe?“

„Gewiß!“ entgegnete er. „Das soll pünktlich besorgt werden!“

Sie nickte ihm dankbar zu, während Christoph Karsten „Schluß“ in den Apparat schrie und den Hörer forthängte, um sein Gespräch mit Arnold Wolter fortzusetzen.

Sie trug indeffen den Brief hinaus. Wie sie durch die Kontorräume schritt, haßte ihr Cousin höchst eilig von seinem Drehschemel herunter und fragte halblaut: „Reist ihr heute noch, Hildegard?“

„Gewiß!“ antwortete sie läch; denn Vetter Egon war ihr wegen seiner Anbändeleien mit allen leidlich hübschen Dienstmädchen und Fabrikarbeiterinnen sehr unympathisch.

„Und wird du mir manchmal eine Ansichtskarte schreiben?“ flüsterte er ein bißchen jubringlich.

„Ich denke nicht daran!“ gab sie zurück.

„Ach Hilde, sei doch nicht so! Du weicht ja gar nicht —“

„Ich will es auch nicht wissen! Erledige nur deine Arbeiten ordentlich. Papa ist so wie so nicht gut auf dich zu sprechen!“ schnitt sie ihm das Wort ab und ging aus der Thür.

Arnold Wolter vermandte auf seinen seiner vielen Geschäftsbriefe so viel nachdenkliche Sorgfalt als auf die tägliche Kreuzbandadresse: „Fräulein Hildegard Karsten, Harzburg, Pension Keller.“

An einem Morgen an ihrem Frühstückstisch war es, als Christoph Karsten brummen aus den Postfassen Hildegards Zeitung herüberreichte.

„Wolter scheint ja riesig zerstreut zu sein“, sagte er, „denn die Adresse ist von seiner Handschrift!“

„Wieso denn?“ fragte Hildegard herztlopfend.

„Na, sie doch, wie er die Marke aufgeteilt hat! Das macht doch kein ordnungsliebender Mensch, viel weniger ein gewissenhafter Kaufmann.“

Hilde sah hin. Die Marke sah in einer Linie mit ihrem Namen und zwar quer. Das hieß in der Briefmarkensprache doch: Ich sehn mich nach dir! Und er wußte es. Sie selbst hatte es ihm ja gesagt. Festig stieg ihr das Blut in den Kopf und ein wenig stammelnd erklärte sie:

„Er wird es sehr eilig gehabt haben, Papa!“

„Ach was, eilig oder nicht! Ordnung muß sein!“ meinte der Alte. Als er aber am Abend seiner Hilde einen Brief an Herrn Arnold Wolter mit zur Verfügung auf die Post gab, hätte er sehen können, daß der Geist der „Unordnung“ plötzlich auch in seine eigene Tochter gefahren war; denn sie klebte die Zehnpfennigmarke nach kurzer Ueberlegung links unten aufrecht hin.

Briefmarkensprache freilich wußten diese Abweichung von der Schablonenordnung sofort zu übersehen. „Treue wird belohnt!“ heißt es in ihrem weniger lebhaften als liebhaften Idiom.

Von diesem Tage an war Hilde stets zufällig im Vorgarten oder auf der Straße, wenn der Briefträger in Sicht war, und nahm ihm die Post ab, damit Papa Karsten nicht wieder Gelegenheit finden sollte, sich über die Variationen von „Unordnung“ zu ärgern, die sich auf Hilde's Kreuzband bemerkbar machten. Denn die Marke sah mitunter rechts oben quer oder rechts unten aufrecht, was im ersteren Falle die Frage: „Liebst Du mich?“, im anderen: „Deine Liebe macht mich glücklich!“ bedeutet. Und noch manche andere vielfagende Stellung mußten sich die armen Dinger gefallen lassen. Eines Tages aber, als er Hilden zur Post geschickt hatte, seine Correspondenz einzuliefern, fiel ihm ein notwendiger Nachtrag für seinen Prokuristen ein. Er eilte also hinterher und fand sein Töchterchen in dem leeren Vorraum, just damit beschäftigt, die Marken aufzutheilen.

„Gieb mir den Brief an Wolter noch mal her, Hilde!“ sagte er, kurzathmig vom Laufen. „Ich muß da etwas ändern!“

Er warf einen Blick darauf und sah dann erstaunt sein Töchterchen an.

„Was heißt denn das, Hilde?“ fragte er. Die Marke sah nämlich statt in der rechten in der linken Ecke oben und noch dazu verkehrt.

„Ach Gott, Papa!“ stammelte sie beschämt. „Es ... es ist nur ein Druck!“ In der Briefmarkensprache nämlich!

„An Herrn Wolter?“ fragte er betreten.

Sie nickte. Da nahm er sie am Armel und führte sie hinaus, nachdem er die übrigen Briefe selbst in die Spalte geschoben. „Und nun, bitte, die volle Wahrheit!“ sagte er draußen ernst.

Eine Stunde später war er wieder auf der Post, um den geänderten Brief aufzugeben, wie er der thronüberstürzten Hilde daheim mürrisch gesagt hatte. In Wirklichkeit setzte er ein Telegramm auf an Arnold Wolter, das ihm Aufweisung gab, sich morgen sogleich auf die Bahn zu setzen und nach Harzburg zu kommen. Schon am Bahnhof empfing ihn der Chef. Irrend etwas Wichtiges mußte da vorliegen.

„Ich habe Sie kommen lassen, Herr Wolter“, begann Christoph Karsten, „weil ich diese Wirtschaft hinter, meinem Rücken nicht leiden kann!“

Wolter sah ihn verständnißlos an.

„Na, leugnen Sie nicht lange: Lieben Sie Hilde oder nicht?“ knurrte Karsten, worauf dem jungen Prokuristen natürlich das Blut so verträglich in's Gesicht schoss, daß jede Antwort überflüssig gewesen wäre. Trotzdem sagte er verwirrt: „Allerdings, Herr Karsten!“

„Seht! ... Aber.“

„Kein „aber“, bitte! Daß Sie es ehrlich meinen, weiß ich. Tüchthin sind Sie auch, was mitunter besser ist, als ein großes Kapital! Also gut: Sie sollen sie haben! Gehen Sie mal sofort dort drüben in die Villa mit dem Gelbhügel. Dort wohnen wir. Es sitzt hinten auf der Veranda und flemmt! Das wird sich ja dann geben!“

„Herr Karsten, ich weiß nicht, ob.“

„Mensch, schämen Sie sich nicht, nachdem.“

„Aber ich habe doch bis jetzt mit Fräulein Hildegard noch kein Wort über meine Liebe zu sprechen gewagt und soll nun ...?“

„Was? Nachdem Sie vierzehn Tage lang in der Briefmarkensprache lauter verliebten Unflug getrieben haben?“

„Ja, was denn?“

„Nun, Sie haben doch den Brief an Wolter mit der Marke links unten aufrecht kleben lassen.“

„Aber das ist ja die Zeitung von gestern!“

„Ja, lese prinzipiell nur die Prognose von gestern; da weiß ich doch immer gleich, ob sie richtig ist oder falsch!“

„Von der Schmiere.“

Schauspieler: „Frau Direktor, heute Abend sollen wir den Tell spielen —“

Direktorin: „Na, und?“

Schauspieler: „Der Herr Direktor drüben im Gasthaus hat den Gehelbrut auf und will ihn nicht mehr hergeben!“

„Was lesen Sie denn da?“

„Die Wetter-Prognose.“

„Aber das ist ja die Zeitung von gestern!“

„Ja, lese prinzipiell nur die Prognose von gestern; da weiß ich doch immer gleich, ob sie richtig ist oder falsch!“

„Was lesen Sie denn da?“

„Die Wetter-Prognose.“

„Aber das ist ja die Zeitung von gestern!“

„Ja, lese prinzipiell nur die Prognose von gestern; da weiß ich doch immer gleich, ob sie richtig ist oder falsch!“

„Was lesen Sie denn da?“

ben?“ schrie Karsten ärgerlich.

„Ja, Herr Karsten!“

„Ja, auf den Kreuzbändern mit der Zeitung! Und auf meinen Briefen an Sie stand allemal die Antwort! Ich weiß Alles, lieber Wolter!“ triumphierte der Alte.

Aber die Kreuzbänder hat ja Ihr Kneffe Egon frankirt. Er hat doch die Portotafel!“ erklärte Wolter desklommen.

„Alledonnerwetter!“ entfuhr es dem Alten. „Denn denkst der Windhund wohl gar, Hilde hätte ihm geantwortet? Ja, was machen wir denn da?“

„Herr Karsten, ich halte mich an Ihr Wort von vorhin!“ jagte plötzlich, lähn geworden, Arnold Wolter. „So hätte ich es vielleicht nie gewagt, um Hilde anzuhalten, obwohl ich nur ihreinetwegen die Direktorstelle in Harzburg neulich ausgeschlagen habe! Aber jetzt, wo ich weiß, daß die verheiratheten, lieben, dummen Briefmarken allemal für mich so gefleht waren.“

Und wie im Kaufe eilte er auf das Hüschchen mit dem Gelbhügel zu.

„Meinetwegen, Junge!“ lachte der Alte und versuchte eine Weile, Schritt mit ihm zu halten. „Aber ich glaube, wenn sie erfährt, daß jemand anders das merkwürdige Klebegespräch angefangen hat, ist sie imstande, „Nein“ zu sagen!“

„Auch wenn ich ihr sage, wie unsinnig ich mich geirrt habe, als ich glaubte, sie liebele auf diese Weise mit ihrem Vetter herum?“ fragte Arnold zurück.